



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fontanes Roman Irrungen - Wirrungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

deshalb gerettet, daß sie ihren Vater mit ihrer Rückkehr erfreue. Erst in den beiden letzten Aufzügen, wo von ihrer nahen Rückkehr die Rede ist, wird auch der Entführung des Hauses von den Greuelthaten gedacht, von denen Sphigie erst im zweiten und dritten Kunde erhält. Somit ist Fischers „religiöse Sendung“ ein Wahngelbde des philosophischen Erklärers.

Uns war es nur darum zu thun, mit Übergehung von vielem andern, womit wir nicht einverstanden sind, entschieden Verwahrung dagegen einzulegen, daß man ein Drama nicht als dramatisches Kunstwerk begreifen will, sondern aus ihm durchaus fremde, seinem innersten Leben widersprechende Absichten sich philosophisch abstrahirt, was umsomehr zu bedauern ist, wenn es an einer der ersten Kunstschöpfungen unsers größten Dichters verbrochen wird. Gewiß würde der alte Goethe, wenn er in der vollen Kraft seines Geistes dem Festvortrage beigewohnt hätte, an manchen Stellen wie Tantalus sein Haupt geschüttelt haben, besonders bei der Betonung der religiösen Absicht. Als Goethe nach der Rückkehr aus Italien sich realistisch gestimmt fühlte, widerstand ihm der „zarte Sinn“ seiner „Sphigie,“ über die er sich auf so derbe Weise gegen Jacobi aussprach, daß dieser sich dadurch verletzt fühlte. Im Jahre 1802, wo es sich um eine Bearbeitung des Stückes für die Bühne handelte, fand er es „ganz verteufelt human,“ nicht religiös, und dem letzteren Urtheil müssen wir zustimmen, wenn wir uns erlauben, sein „teuflich“ in „himmlisch“ zu verbessern, im Einklang mit seiner eignen, dem Schauspieler Krüger eingeschriebenen Widmung.



## Fontanes Roman Irrungen—Wirrungen.



er Name Theodor Fontanes gehört zu den wenigen, die an und für sich Bürgschaft für ein ernstes Wollen und eine unter allen Umständen mehr oder minder wertvolle Leistung gewähren. Was auch der Balladendichter und vortreffliche Erzähler geben möge, es wird nie gehaltlos oder formlos sein, es wird immer fesseln und einen starken, eigentümlichen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Nur will uns bedünken, daß der Dichter der „Schönen Rosamunde,“ des Romans „Vor dem Sturm“ und der Prachtnovelle „Grete Minde“ in neuester Zeit zu genügsam mit der Gewißheit sei, daß seine poetischen Gebilde lebendige Anziehungskraft besitzen und den oben angedeuteten Eindruck poetischer Kraft und Eigenart, tieferer Lebenskenntnis und gereifter Darstellungskunst bei jedem ernstern Leser hinterlassen. Fontane weiß, wie jeder echte

Dichter, daß es darüber hinaus Eindrücke des Schönen, weisevoll Erhebenden, des tragisch Erschütternden und stimmungsvoll Anmutigen giebt, aber er scheint sie nicht mehr zu erstreben. Hat es ihm der Zauber der äußern Mannigfaltigkeit der großen Reichshauptstadt angethan, die er besser kennt, als die Mehrzahl derer, welche sie zum Vorder-, Mittel- oder Hintergrunde ihrer Darstellungen nehmen? Reizt es ihn nur noch die kleinen Welten innerhalb dieser Welt zu schildern? Oder ist er gegen die Phrase, die sich für Poesie geben möchte, in dem Grade mißtrauisch geworden, daß er auch der wirklichen Poesie, die erhöhten Ausdrucks bedarf, aus dem Wege geht? Oder will er gar, wie gewisse Kritiker behaupten (die dabei wohl mehr die Erzählung „Unter dem Birnbaum“ als den neuesten Roman im Auge hatten), mit den Naturalisten des jüngsten Schlages und Stiles um die Wette laufen? Im Ernst dürfte ihm dabei der Atem rasch ausgehen, denn was hätte ein Schriftsteller von Fontanes Art, eine dichterische Natur, die nach innerm Zwang das Reizvolle und Liebenswürdige, das Edle und Feine selbst in den unscheinbarsten Gestalten sehen muß, was hätte ein treuer Beobachter der ganzen Natur, für den das Wirkliche nicht erst mit dem Schmutz oder der Krankheit anhebt, mit den Wahrheitsbildern gemein, die wie die apokalyptischen Reiter den Hunger, den Krieg, die Pest und den Tod in die Litteratur tragen möchten, in Wahrheit aber ganz andre Dinge hereintragen? Sicher nichts, und doch macht sich in Fontanes neuesten Werken, wie in denen manches andern Schriftstellers, eine gewisse Einwirkung, nicht der naturalistischen Schule, aber der Zeitstimmung geltend. Ein beinahe unwiderstehlicher Zug führt die Poeten von den Hauptwegen der Dichtung hinweg auf Nebenpfade, bei denen das Ziel in Dunkel oder Dämmerung liegt. In dem Drange nach neuen Motiven, nach Offenbarung seither nicht beachteter Vorgänge und Stimmungen, in der Sehnsucht nach frischen Wirkungen, in einem stillen Verlangen nach Gerechtigkeit für Tausende von unpoetischen Lebenserscheinungen sind die Schlüssel für gewisse Erzählungen und Schauspiele vorhanden, denen wir mit sehr geteilter Empfindung gegenüberstehen. Gewiß müssen Neuheit, Frische und das poetische Licht über den Dingen zuerst und zuletzt immer aus der Seele des Dichters kommen aber schlechthin verwerfen läßt sich der erhöhte Trieb des Beobachtens und Vergleichens eben auch nicht, welcher durch unsre realistische Erzählungskunst geht und ein Werk wie Irrungen — Wirrungen von Theodor Fontane (Leipzig, F. W. Steffens Verlag 1888) allzustark erfüllt.

Die kurze Geschichte spielt im heutigen Berlin, und zwar auf dem Hintergrunde gesellschaftlicher Zustände, die allbekannt sind, an die sich aber noch wenige Darsteller, am allerwenigsten poetisch befähigte, menschlich billige und mit den Erscheinungen wirklich vertraute, gewagt haben. In zahlreichen Kolportage- und gelegentlich auch in Gartenlaubenromanen spielt der Gardeoffizier, der als Zerstörer bürgerlichen Glückes, als Verführer vertrauender Unschuld vorgeführt wird, eine Rolle. Die Abgeschmacktheit der Erfindung hält in der Regel mit

ihrer Gehässigkeit Schritt, und jedenfalls verrät die beständige Wiederholung derselben eine recht dürftige Lebenskenntnis. Fontane schildert umgekehrt eines jener Verhältnisse, welche sich aus den Versuchungen der Großstadt, des Reichthums und der bevorzugten Lebensstellung von selbst ergeben. Ein junger Gardereiteroffizier, aus guter altmärkischer Familie, eine im innersten Kern vortreffliche Natur, ritterlich, offen, ehrenhaft und gemüthvoll, ist ein Liebesbündnis mit einem Mädchen der untern Stände, einer jungen Arbeiterin eingegangen, die stolz auf die Neigung des Edelmanns ist und ihrerseits wahre Liebe für ihn empfindet. Vene, wie sie schlichtweg gut berlinisch genannt wird, ist von ihrem Geliebten weder getäuscht worden, noch giebt sie sich thörichten Hoffnungen auf Bestand oder glücklichen Ausgang dieses Verhältnisses hin. Sie weiß, daß Botho in Anschauungen aufgewachsen ist, Verpflichtungen gegen seine Familie, seine Lebensstellung hat, die ihm jeden ernstern Gedanken an eine Ehe mit ihr verbieten. Er hat ihr obenein gesagt, daß er eines Tages Abschied auf Nimmerwiedersehen nehmen müsse, und alle ihre Umgebungen sorgen dafür, ihr den schmerzlichen Blick für die Kluft noch zu schärfen, welche sie von ihrem Geliebten trennt. Das arme Mädchen will auf das kurze, bittere Glück, das sie mit ihrer Hingebung erkaufte, eben nicht verzichten, will sich eines kurzen Lenzes freuen, komme darnach, was immer mag. Und der feinühliche, im innersten Kern gute Botho beginnt zu empfinden, daß er in diesem ganzen Verhältnis unendlich mehr empfängt, als giebt, daß Vene Eigenschaften besitzt, die auch ein dauerndes, die Seele erfüllendes Glück verbürgen würden. Er verspürt den gefährlichen Reiz eines echten Idylls gegenüber der großen, anspruchsvollen, dabei mannichfach zerklüfteten Welt, in der er lebt. Er kann im Ernst nicht daran denken, sich aus eben dieser Welt loszureißen und zu verbannen, aber er spielt doch in Gedanken mit der ihn beschleichenden Versuchung. Rascher, als er selbst geglaubt hat, tritt die Nothwendigkeit eines Abschiedes von Vene an ihn heran. Botho ist mit einer entfernten Verwandten, einem liebenswürdigen, sehr reichen Mädchen, zwar nicht verlobt, aber die beiderseitigen Familien haben die Heirat mit Rätthe als wünschenswert und erfreulich längst geplant, und sowie der junge Offizier sich eingesteht, daß eine Heirat mit seiner bürgerlichen Geliebten unmöglich sei, hat er gegen die Verbindung mit Rätthe nichts einzuwenden. Der schmerzliche Tag und Abend der Trennung von Vene wird, so gut es gehen will, überwunden, die Gewohnheit des Offiziers, sich gemeinsamen Anschauungen streng unterzuordnen, kommt Botho zu Hilfe, ein paar Wochen nach der Trennung ist er Bräutigam und nach einem Vierteljahr der Gemahl seines reizenden, hocharistokratischen Väschens. Daß er im Grunde eine doppelte Schuld auf sich lädt und der Braut sein ganzes Herz nicht geben kann, kommt ihm zunächst nur halb zum Bewußtsein. Aber noch in den Flitterwochen und stärker noch in der folgenden Zeit erkennt er, was er sich bereitet hat, erfafst ihn die Erinnerung an das schlichte, ernste Kind aus

dem Volke, das seiner eignen schlichten, ernstern Natur so viel näher gestanden hat; mit immer wachsender Wehmut vergleicht er in den stillsten Stunden Vergangenheit und Gegenwart. Als echter Dichter hat Fontane der warmherzigen Berliner Arbeiterin nicht etwa eine widerwärtige Natur gegenübergestellt; Bothos junge aristokratische Frau ist eine reizende, neckische, koboldartige Erscheinung, gutherzig-oberflächlich, von der Familie und im Schoße des Reichthums verwöhnt, voll naiven Selbstbewußtseins, nicht ungebildet, aber ohne besondre Lust an der Bildung, eine Frau, welche die Mehrzahl von Bothos Kameraden beglücken würde, deren Vorzügen er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, deren beste Eigenschaften aber einen Mißklang mit seinem ernstern und schlichten Wesen geben. Sie „dalbert ein bißchen zu viel,“ sagt einer der in Bothos Hause verkehrenden Offiziere und trifft damit den wunden Punkt in der Seele des Freundes, wenn er auch nicht ahnen kann, daß es die Gestalt des ehemals geliebten und verlassenen Kindes aus dem Volke ist, die in Bothos Träume tritt.

Indes sich Botho solchergestalt mit Gespenstern der Vergangenheit herumschlägt, hat auch Vene bitteres zu durchleben. Sie hat alles vorher gewußt, aber doch ihre Stärke, es zu tragen, überschätzt, für sie ist es ein Glück, daß sie von früh bis spät arbeiten muß. Schließlich nähert sich ihr ein wackerer Mann, ein tüchtiger Maschinenbauer, der nebenbei ein wenig Sektirer, einer von den vielen Aposteln im Werkkittel ist, welche neben und trotz den sozialistischen Agitatoren auf Berliner Arbeiterkreise wirken. Gideon Franke weiß wohl und erfährt es zum Überfluß von Vene selbst, in welchem Verhältnis sie zu dem jungen Garbeoffizier gestanden hat, die ehrliche Wahrheit und trotz allem die Bravheit in dieser Natur überwindet seine Gewissensbedenken und rührt ihn. Er will Vene heiraten, aber sich zuvor mit dem Baron auseinandersetzen, von ihm vernehmen, was dieser über die ehemalige Geliebte zu sagen hat. Ein wackerer Mensch, wie auch er ist, wartet er geduldig, bis ihm eine Bade- reise der jungen Freifrau Rätke die erwünschte Unterredung mit deren Gemahl gestattet. Denn der fromme Maschinenbauer beabsichtigt nichts Unliebsames und vergewissert sich in der einen Unterredung, welche er mit Botho hat, daß auch der ehemalige Geliebte über Vene nur Gutes, nur das Verheißungsvollste zu sagen hat. Gideon Franke entscheidet sich rasch und heiratet die Verlassene. Der junge Offizier aber, welcher fühlt, daß er dem neuen Paare, seinem eignen Weibe und sich selbst etwas schuldig sei, verbrennt das letzte äußere Andenken an sein ehemaliges Verhältnis, die wenigen Briefe der armen Vene, die er bisher noch im geheimsten Fach seines Schreibtisches heilig aufbewahrt hatte, und nimmt sich vor, zu vergessen. Allein wie ein Klang, der noch lange nachzittern wird, berührt uns die Schlußzene des Romans. Botho und seine anmutige junge Frau sitzen mit den Morgenzeitungen beim Frühstück, Rätke findet in den Zeitungen eine Heiratsanzeige, die ihr auf die Namen hin höchst komisch erscheint: „Gideon Franke, Magdalene Franke.“ „Gideon — Welch lächer-

licher, seltsamer Name!" — „Was hast du nur?" entgegnet ihr Gemahl. „Gideon ist besser als Botho!"

Die kurze Skizze des Hauptinhalts von „Irrungen—Wirrungen" genügt schon, um zu erraten, daß es ein mehr interessantes als erquickliches Stück Leben ist, welches Fontane ergriffen hat, daß es wohl geeignet erscheint, beim ernstesten Leser Nachdenken über gewisse alltägliche Vorkommnisse zu erwecken, tiefere Spuren zu hinterlassen, als die herrschende flach frivole Auffassung des Alltags zugiebt. Fontane selbst reflektirt nicht über das Dargestellte, aber ein Held, der junge Offizier, hat reichliche Gelegenheit dazu, und in der Auseinandersetzung mit einem jüngern Kameraden, der gleich ihm eine Art wilder Ehe eingehen will, findet Botho Anlaß, sich über die Schwere und die langdauernde Nachwirkung solcher Irrungen, wie sein Verhältnis mit Magdalene eine war, aufs nachdrücklichste auszusprechen. Daß Zustände und Verhältnisse wie die hier geschilderten mit dem gewaltigen und für alle geltenden Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen!" nicht aus der Welt geschafft werden und der Dichter ein Recht, ja unter Umständen eine Pflicht hat, sie darzustellen, soll keineswegs geleugnet werden. Auch wird wohl schwerlich jemand, der sich den Roman mit all seinen Episoden gegenwärtig hält, Fontane beschuldigen, er habe bedenkliche Verhältnisse idealisiren, eine häßliche Wirklichkeit verschönern wollen. Das Verhältnis zwischen Botho und Vene ist freilich durch wirkliche Empfindung, durch einen Überschuß von redlichem, einfachem Sinn in Botho, von selbstvergessener Hingebung in Vene poetisch geadelt, allein der Erzähler vergißt nicht, welche Gestalt derlei Verhältnisse in der Regel haben. Die Gärtnersfrau Dörr, welche der armen Magdalene fortgesetzt von „ihrem Grafen" erzählt, die „Damen" der Offiziere, welche Botho und Magdalene auf ihrer letzten Landpartie überraschen und von denen die beste nichts andres will, als mit ihrem Liebeslohn eine Destillation errichten und einen Witwer heiraten, die beste der armen Vene sagt: „Sie thun es aus Liebe, Kind — dann ist's schlimm!" bilden insgesamt eine böse Folie für das Paar, dessen selbstheraufbeschworenes Geschick uns Anteil einflößen soll und wirklich einflößt. In dem Bewußtsein, alle Berliner Kreise und Zustände besser zu kennen als die Dugenderzähler, mit einer virtuosen Sicherheit ausgerüstet, die ein Frühstück von Gutsbesitzern und Gardeoffizieren im elegantesten Weinhaufe Berlins eben so leicht und lebendig vorführt, als die Unterhaltungen von Berliner Droschkentutschern und Marktweibern, von dem geheimen Reiz des Enthüllens und Vorführens unbekannter Momente gestachelt, thut Fontane in der Schilderung der Wirklichkeit entschieden zu viel, indem er nicht bloß charakteristische, für das Verständnis der Handlung und der Menschen wichtige Züge wiedergiebt, sondern in episodischen Szenen Beobachtungen aller Art verwertet. Die ehelichen Auseinandersetzungen zwischen dem geizigen Gemüsegärtner Dörr und seiner Ehehälften, die endlose Droschkenfahrt Bothos zum Kirchhof am Kreuzberge, eine ganze Reihe anderer feinkolorirter

Beigaben können höchstens von dem Standpunkte aus belobt werden, daß sie die Atmosphäre wiedergeben helfen, innerhalb deren die Handlung vor sich geht und möglich ist. Aber die Atmosphäre ist ein vieldeutiges und namentlich vom Naturalismus mißbrauchtes Wort, und jeder gestaltungskräftige Dichter von künstlerischem Sinn und Gepräge, wie Fontane unzweifelhaft einer ist, sollte sich wohl hüten, der „Luft“ allzugroße Wichtigkeit beizulegen und jede Beobachtung, jedes Stück Schilderung, das sich zufällig mit seiner Geschichte verbinden läßt, für Luft zu halten, die zur vollen Realität gehöre. Wohin sollen wir kommen, wenn das schlechtthin Richtige, platt Außerliche, gemein Alltägliche immer breiteren Raum in der Darstellung erlangt, wenn sich die Trivialität der Schnellphotographie auf Schriftsteller von Fontanes Geist und Meisterschaft berufen kann? Gewiß wird alles, was von dieser Art in „Irrungen—Wirrungen“ enthalten ist, durch die gehaltvollen und künstlerisch berechtigten Teile des kleinen Romans aufgewogen, gewiß versteht Fontane selbst die häßlichen, staubigen Episoden durch seine Kunst des Vortrags und namentlich durch die Kunst der Wiedereinfügung in das Ganze annehmbar zu machen. Doch wird uns jeder Leser beistimmen, daß von diesen Episoden bis zur wahllosen Wirklichkeitschilderung nur noch ein Schritt, nicht einmal ein besonders großer Schritt sei. Daß es für Fontane ein Kinderspiel ist, Paul Lindau nach der einen und Max Kreker nach der andern Seite hin zu übertrumpfen, glaubt ihm ohnehin jeder Mann. Daß er hierin eine poetische Aufgabe und ein künstlerisches Ziel finden könnte, wird er selbst nicht glauben, und so hoffen wir, daß uns der Wunsch erfüllt werde, ihm bald in einer Schöpfung wieder zu begegnen, die alle Vorzüge von „Irrungen — Wirrungen“ ohne die häßlichen und unerquicklichen Beifügungen dieses Romans aufweisen möge.



## Litteratur.

Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg. Jubiläumsschrift von Henri Tollin. Zwei Bände. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1886 und 1887.

Zur Jubelfeier des Potsdamer Edikts war dem durch seine umfangreichen Servet-Studien bekannten Verfasser, der früher bereits die Geschichte der Kolonien von Frankfurt a. d. O., Rheinsberg und andern Städten geschrieben hatte, von seiner eignen Gemeinde der Auftrag geworden, die zweihundertjährige Geschichte der Magdeburgischen Kolonie zu beschreiben. Die Arbeit war als Festschrift von geringem Umfange gedacht worden, aber die überreich fließenden Quellen zwangen zu einer Erweiterung des ursprünglichen Planes und verlockten zu einer Breite und Ausführlichkeit, die weit über den durch den Titel bezeichneten Rahmen hin-